

Wie besänftige ich meine Wespen?

Autor(en): **Matutti**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 40

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648507>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Wie besänftige ich meine Wespen?

Von Matutti

Marie war ein empfindsames Wesen. Ihre verfeinerten Züge mochten vielleicht Familienzüge sein ... aber es gab doch allerlei Eigenschaften in ihr, die man bei ihren beiden Eltern oder bei Schwestern und Brüdern vergeblich gesucht hätte. Sie konnte keine Wespen töten und vermochte beim Schweineschlachten die Pfanne nicht hinzuhalten, um das Blut aufzufangen. Sie schauderte zusammen, wenn ihre Finger raue Wolle berührten; als Kind wollte sie lange Nägel tragen. Die kurzgeschnittenen Nägel machten ihr Hühnerhaut. Sie behauptete, es werde ihr übel, wenn sie mit dem Daumen über die rauhen Nagelränder streiche. Und jedesmal, wenn sie mit neu gestuhten Krallen in wollene Ärmel schlüpfen sollte, setzte es Tränen ab.

„Was soll nur aus dir werden!“ brummte der Vater.

„Du gibst deiner Lebtag keine Bäuerin“, meinte die Mutter.

„Laßt sie Lehrgotte werden, dann kann sie in Seide gehn“, spottete eine Tante, die selber schlecht bezahlte Lehrerin war.

„Schickt sie auf die Handelsschule ... vielleicht lernt sie die Nägel auf der Schreibmaschine abtippen“, riet der Onkel aus der Stadt.

„Schickt sie ins Kloster, katholisch ist sie schon“, meinte der eine Bruder, und der andere: „Seid froh, kann sie nichts Wolles tragen! Sie kommt uns billiger zu stehen, baumwollen!“

„Dummes Zeug“, machte die Tante, die Hebamme war, „laßt sie nur Windeln waschen, dann vergeht ihr die Zimperlichkeit.“

Marie bekam von sich selber die Vorstellung, daß sie wenig taugte, und daß sie allerlei lernen müsse, wenn sie vollwertig neben ihren Altersgenossinnen stehen wolle. Vielleicht half diese Vorstellung mit, daß Marie mit der Zeit ordentlich erstarfte und in der Tat den Weg beschritt, der zum Windelwaschen führen sollte. Sie verlobte sich mit einem gesunden, anständigen Bauernsohn und freute sich, ihre Mutter widerlegen zu können; sie würde eine Bäuerin werden, und überhaupt, sie würde ganz anders herauskommen, als sie alle gedacht ...

Aber an ihrem Hochzeitstage ereignete sich ein kleiner Unfall, und wer weiß, es hätte daraus ein großes Unglück werden können, wäre der junge Bauer nicht ein Mensch gewesen, der außer seiner Gesundheit und Kraft und außer seiner schönen Liebenswürdigkeit noch andere Gaben mitgebracht.

Nämlich, als die Hochzeit gefeiert wurde, mit einem mächtig besetzten Tisch, nach guter alter Sitte, und als Gang um Gang aufgetragen wurde, und jedermann einhieb und die Gesundheit seines Magens bewies, und dazu trank, damit die Tätigkeit des Leibes auch richtig im Fluß bleibe, da wurde der neu vermählte Marie plötzlich übel, und ehe sie jemand halten konnte, lief sie kreidebleich vors Haus.

Das machte keinen guten Eindruck, und der eine oder andere der Gäste stieß seinen Nachbar mit dem Ellbogen an. Eine Bäuerin, die das ordentliche Essen nicht vertragen konnte ... man wußte ja, daß sie nicht zu den Währschafstesten zählte ... aber daß sie das Essen nicht vertrug ...!

Es war aber gar nicht das Essen gewesen! Und möglich war, daß der junge Bauer mit seiner breiten Nase roch, was

sonst um den Weg war. Er saß neben Marie auf der Bank vor dem Haus und fand, sie sehe doch gar nicht so bleich aus.

„Ach, es ist so heiß ...“, sagte sie.

„Ist ja auch August“, machte er.

„Ja ... und die Wespen ... die Wespen ... die vielen Wespen ...“

„Wir schlagen sie ja tot ...“, lachte er laut heraus.

„Ja ... eben ... eben ...“, rief sie leise und schüttelte sich.

„Ja ... sollen wir sie denn leben lassen!“

„Der liebe Gott läßt uns auch leben!“ lächelte sie und verzog den Mund. „Denk, wenn er mit seinem großen Sackmesser käme und dich an eine Fensterscheibe jagte und dann so durchschnitte, zwischen Lunge und Magen einfach durch ...“

„Wir sind doch keine Wespen ...“, brummte er nachdenklich.

„Eben ...“, antwortete Marie, „sonst wüßten wir, wie's tut!“

Er senkte den Blick ... so merkwürdig sah sie ihn an, so hilflos und spöttisch zugleich, als ob sie gar nicht erwarte, verstanden zu werden, und als ob sie alle aufgegeben habe, die nicht imstande waren, sie zu verstehen.

Aber der junge Bauer strich ihr über den Scheitel, erhob sich und ging in die Stube zu den Essenden zurück, nahm die Ofenbürste und wischte die halben und ganzen Wespenleichen, eine gute halbe Schaufel voll, zusammen und schaffte sie weg. Marie wußte nicht, was er tat. Sie blieb sitzen und überlegte sich, daß man auch bei ihr zu Haus die Wespen umbringe. Aber man ging anders vor ... Man hieb sie mit einem Lappen ohnmächtig und zertrat sie, rasch, ohne richtig hin zu sehen. Die da drinnen aber schlachteten mit ihren Sackmessern vergnügt und gierig ... und ihr Mann hatte mitgeschlachtet ... Mit einem langen Blick starrte sie ins Leere und legte sich darauf zu Bett ...

Am nächsten Tage fand der Mann sie über einer sonderbaren Beschäftigung. Sie stand am Fenster und setzte den Wespen einen Teller mit Zuckerrwasser, fast einen Zuckerbrei, vor, und ein kleines gelbes Bäcklein sammelte sich rasch auf dem Tellerrand. „Arme Schelme ...“, sagte sie für sich selber.

„Fütterst du sie?“ fragte ihr Mann, der leise hinter sie getreten war und große, runde Augen machte.

Marie wurde rot und suchte nach einer schnellen und guten Notflucht. Und der Himmel kam ihr zu Hilfe und gab ihr ein, zu sagen: „Ja, es gibt Zwetschgenucken zum Mittagessen. Wenn sie nicht den Zucker finden, haben wir sie alle mit zu Tisch!“

„Und mein Messer haut so schlecht, und ich werde müde beim Besänftigen der Bande ...“, sagte er und lachte verlegen und mit einem leisen Licht in den Augen, das die Frau um ein Lächeln hat ... oder um ein Verstehen, daß er eigentlich doch nicht so schlimm sei.

Und Marie, als habe sie seine Gedanken verstanden, sagte: „Die Wespen sind ja auch nicht so schlimm ... schau doch, wie sie fressen, alle nebeneinander ... ich seh sie ganz gern an ...“

„Mich sollst du auch gern ansehen ...“, lachte er leise.

Und Marie legte ihre Hand auf die Seite, und der kleine Unfall wurde nicht zu einem großen Unfall.